

EINE LANZE FÜR DEN FRIEDEN

Wann darf der Mensch zur Waffe greifen? Die «Theorie des gerechten Kriegs» beschäftigt Wissenschaftler seit zweitausend Jahren. Jean-Daniel Strub will zeigen, warum eine «Theorie des gerechten Friedens» sinnvoller wäre. Von Michael T. Ganz

«Es gibt gute Gründe, Pazifist zu sein», sagt Jean-Daniel Strub und widerspricht nicht, wenn man ihn einen Pazifisten nennt. 1998 unterbrach er sein Theologiestudium für ein Jahr, um statt der Wehrpflicht Zivildienst zu leisten. Bei der Asylkoordination Winterthur betreute er jugendliche Asylsuchende, die vornehmlich aus dem Kosovo kamen. Es war die Zeit des Kosovokriegs, die Nato griff ein, man sprach von einer humanitären Intervention. Strub hörte die Fluchtgeschichten seiner Schützlinge, erfuhr von ihrer Zerrissenheit, «und das», sagt er heute, «löste vieles in mir aus». In seiner Lizentiatsarbeit befasste er sich denn auch mit der Friedensethik nach dem Kosovo-Konflikt, und sein Dissertationsprojekt, an dem er seit nunmehr zwei Jahren arbeitet, ist, wie er sagt, «in gewisser Hinsicht die Verlängerung dessen, was mich damals schon beschäftigte».

Die Frage, ob Krieg gerecht sein kann, ist so alt wie die westliche Geisteswissenschaft – zwei Jahrtausende. Noch heute ist sie zentraler Gegenstand der friedensethischen Debatte. Zu Zeiten des Kalten Kriegs drehte sich diese Debatte in vergleichsweise engen Kreisen um die Legitimation der nuklearen Abschreckung. Mit dem Ende dieser Konfrontation und der Hoffnung auf einen dauerhaften Weltfrieden Anfang der Neunzigerjahre erfuhr sie einen euphorischen Schub, den die kriegerischen Auseinandersetzungen in Somalia und Bosnien indes bald beendeten. Nun wurden die «failed states», die zusammengebrochenen Staaten, zum Thema der Diskussion; das Problem der Menschenrechtsverletzungen erhielt wachsende Aufmerksamkeit. So fragte man sich auch, wie humanitär die so genannten «humanitären Interventionen» bewaffneter Dritter in Krisengebieten tatsächlich waren.

Damit begann sich die friedensethische Debatte vermehrt der Konfliktprevention und

der Konfliktnachbereitung zu widmen. In Abgrenzung zur herkömmlichen «Theorie des gerechten Kriegs» forderten vorab theologische Kreise eine «Theorie des gerechten Friedens», eine Theorie, die verstärkt auch Gedanken zum Vorher und Nachher eines Konflikts mit einbezog. «Die Theorie des gerechten Kriegs versucht, Bedingungen aufzustellen, die einen kriegerischen Akt rechtfertigen», erklärt Strub. «Das trug ihr die Kritik ein, eher kriegslegitimierend zu sein und nicht jene Wirkung zu haben, die der Theorie ursprünglich zugeordnet war: nämlich den Krieg möglichst zu verhindern, ihn zu zivilisieren.»

GERECHTFERTIGTER KRIEG?

Allein schon der Begriff «gerechter Krieg» ist ein Widerspruch in sich selbst. Zur vollen Blüte gelangte er im frühen Mittelalter, als die Kirche sowohl über Moral als auch über Recht bestimmte. Wie es die gerechte Strafe gab, gab es den gerechten Krieg. Heute beschränkt sich die Theorie des gerechten Kriegs auf die ethische Frage nach der Rechtfertigung einer kriegerischen Handlung; der «gerechte» Krieg meint den «gerechtfertigten» Krieg. Die Frage nach der Rechtfertigung mag theoretisch klingen, in der politischen Realität ist sie dennoch sehr präsent: Erst kürzlich hat eine hochkarätige Arbeitsgruppe der UNO Kriterien zur Legitimation militärischer Interventionen formuliert, die stark an die Theorie des gerechten Kriegs erinnern: Der Grund für eine bewaffnete Intervention muss gewichtig sein; die Intervention darf nur als ultima ratio erfolgen; es soll eine Aussicht auf Erfolg bestehen; der Einsatz von Mensch und Material hat verhältnismässig zu bleiben; Ziel der Intervention darf es einzig sein, den Kern des Übels auszuschalten – dies ein paar Beispiele von Kriterien, wie sie im Bericht der UNO stehen und wie sie schon die Theorie des

angezeigt werden: «Der Leq hat als störwirksam adäquates Mass ausgedient.» Drei grosse Jumbojets über dem Stadthaus Opfikon würden gleichviel Schall erzeugen wie 200 Airbus-Maschinen. Diese Unterschiede aber spiegle das Lärmmass Leq nicht. Viel besser käme dies im Fluglärmbelastungsmass NAT (Noise Above Threshold) zum Ausdruck. Solange dies nicht gesetzlich etabliert sei, könne nur ein Bewegungspfad den störenden Fluglärm begrenzen.

UMWELTRECHT VERSAGT

Ettler kritisiert auch das Umweltrecht. Dieses habe versagt, weil die Belastungsgrenzwerte die Flugbewegungen nicht einschränken und weil die Schallschutzmassnahmen sich nur auf Fenster beschränken, obwohl der Lärm auch durch das Dach eindringt. Roland Gfeller, Rechtsanwalt aus Zürich, argumentiert, dass der Stichtag für Entschädigungen, der 1. Januar 1961, für alle gelte. Jeder, der «in die hypothetische Verlängerung einer Piste zog», habe mit der Möglichkeit von neuem Fluglärm rechnen müssen. Entscheiden wird dies das Bundesgericht, das diese Frage bisher nicht klar beantwortet hat.

Das Forschungsprojekt zum Flughafen ist für all jene ein gefundenes Fressen, für die der Flughafen ein Albtraum oder einfach nur Wirtschaftsmotor ist. Der Ansatz des Projekts ist nicht rechtspolitisch. Es geht weniger um die Änderungen, die die Politik an den Gesetzen vornehmen soll, obwohl auch Empfehlungen gemacht werden. Angesetzt wird vielmehr beim geltenden Recht. «Ziel war eine Auslegeordnung, nicht eine Lösung der Probleme rund um den Flughafen», sagt Jaag, der die Resultate demnächst in einem Aufsatz nochmals zusammenfassen wird.

KONTAKT Prof. Tobias Jaag, Professor für Staats-, Verwaltungs- und Europarecht an der Universität Zürich, lst.jaag@rwi.unizh.ch

LITERATUR Rechtsfragen rund um den Flughafen. Referate einer Tagung vom 2. September 2004. Stiftung juristische Weiterbildung Zürich. Herausgegeben von Tobias Jaag. Zürich 2004. 170 Seiten, 68 Franken.

FINANZIERUNG Stiftung juristische Weiterbildung Zürich



Krieg legitimieren, statt Frieden schaffen: Das Konzept des gerechten Krieges steht in der Kritik.

gerechten Kriegs in den letzten Jahrhunderten hervorgebracht hatte. «Eine Theorie dieser Art hat Mängel», sagt Strub. «Es bleibt unklar, wie die einzelnen Kriterien zusammenhängen. Müssen alle gleichzeitig erfüllt sein, damit sich eine Intervention rechtfertigt? Wenn ja, ist eine Intervention, falls sie denn wirklich nötig würde, überhaupt noch möglich?» Kommt hinzu, dass die Theorie des gerechten Kriegs zu spät einsetzt und zu früh aufhört: Sie berücksichtigt kaum, was vor und nach einer Krise für die Schaffung nachhaltig friedlicher Verhältnisse getan werden kann – die aktuellen Probleme im Irak etwa illustrieren dies.

ANTITHESE ZUM PAZIFISMUS

«Wir stehen», sagt Strub, «am Punkt, an dem es sich lohnt, über ein neues Paradigma nachzudenken. Könnte eine Theorie des gerechten Friedens nicht mehr leisten als eine Theorie des gerechten Kriegs? Eine Theorie also, die sich im Pazifismus einordnen liesse – jene des gerechten Kriegs ist eher eine Antithese dazu.» Dass und weshalb ein Paradigmenwechsel sinnvoll ist, will Jean-Daniel Strub mit seinem Dissertationsprojekt «Ethische Voraussetzungen einer Theorie des gerechten Friedens» zeigen. Und bei den Voraussetzungen soll es bleiben: «Einen Ersatz für die Theorie des gerechten Kriegs will ich nicht bieten», sagt Strub.

Erste Frage, die der 29-jährige Theologe und Sozialethiker klären will: Was verstehen wir unter Frieden? Heisst Frieden bloss Waffenruhe, oder ist Frieden voraussetzungsreicher und meint etwa jenen Zustand, den wir in der Schweiz kennen? Zweite Frage: Was verstehen wir unter gerechtem Frieden? Dürfen wir erst dann von Frieden reden, wenn in einem Land umfassende Gerechtigkeit herrscht? «Nehmen sie», sagt Strub, «den hebräischen Begriff für Frieden, Shalom. Er schliesst soziale Gerechtigkeit, gutes Leben mit ein. Für uns Theologen ist Shalom als Leitbegriff eines gerechten Friedens deshalb wichtig und plausibel.»

Dritte Frage: Wäre eine Theorie des gerechten Friedens – vielleicht im Sinne des Shalom-Begriffs – auch sinnvoll und nützlich? «Davon bin ich überzeugt», sagt Jean-Daniel Strub. «Die Intervention im Irak zeigt die konzeptuellen Schwierigkeiten beim «peace build-

WENN DER ROBOTER KRISTALLE ZÜCHTET

Ein Roboter, der Proteinkristalle züchtet und überwacht, sorgt dafür, dass noch effizienter geforscht werden kann. Die Arbeit im NCCR «Strukturbiologie» läuft seit vier Jahren auf Hochtouren – eine Zwischenbilanz. Von Antoinette Schwab

«Das Genom ist entziffert, nun geht es ums Wesentliche», sagte Markus Grütter vor vier Jahren. Damals startete der Nationale Forschungsschwerpunkt «Strukturbiologie», der an der Universität Zürich beheimatet ist und dem der Biochemiker als Direktor vorsteht. Das Wesentliche, damit meinte er die Bedeutung der Gensequenzen, die man zwar entziffert hatte, deren Funktion aber noch nicht bekannt war. Das menschliche Genom enthält Codierungen für mehr als 30 000 Proteine. Was tun diese Proteine? Wie sehen sie aus? Zwei auf den ersten Blick sehr unterschiedliche Fragen, die aber auf das Gleiche zielen, denn die Struktur der Proteine, ihr dreidimensionaler Aufbau, ihr Aussehen eben, bestimmen wesentliche Lebensprozesse.

Markus Grütter untersucht Proteine mit Röntgenstrahlen; das Streuungsmuster lässt Rückschlüsse auf deren Struktur zu. Dazu braucht er sie aber in kristallisierter Form. Genau wie andere Moleküle bilden auch Proteine unter geeigneten Bedingungen Kristalle. Doch bei den vergleichsweise riesigen Proteinmolekülen ist das weit schwieriger als beispielsweise beim kleinen Wassermolekül. Auch ist nicht ganz klar, wie die Kristallbildung abläuft. Ausprobieren heisst das konkret. Dafür müssen die Proteine zunächst gereinigt werden. Und es muss eine geeignete Flüssigkeit gefunden werden, in der ein Kristall wachsen kann. Dazu sind unzählige Versuche mit verschiedenen Flüssigkeiten und Temperaturen nötig. Zudem sind die Proteinkristalle sehr empfindlich und gehen leicht kaputt. Genügend Proteinkristalle zu bekommen ist denn auch das Hauptproblem der Forscherinnen und Forscher. Oder besser gesagt: Es war das Hauptproblem. Denn nun produziert ein Roboter die Kristalle. Der weiss natürlich auch nicht, wie aus Proteinen Kristalle entstehen,

aber er ist viel schneller beim Ausprobieren. Und was noch wichtiger ist: Er kann Mengen viel kleiner dosieren als ein Mensch und braucht so für eine Probe weit weniger Material.

Fünffzigmal schneller und zehnmals weniger Material – das sind entscheidende Vorteile. Bis zu 5000 Proben schafft der Roboter jeden Tag und überwacht sie gleich selber. Die Forschenden können das Resultat dann bequem im Web abfragen. Im Moment benutzen rund 60 Personen die Hightech-Anlage, von der es in ganz Europa nur deren zwei gibt.

MAGNET FÜR JUNGE FORSCHER

Die Anlage hat nicht nur den Vorteil, dass die Forschung damit einfacher, schneller und bequemer wird, sie bringt auch die Teilprojekte aus verschiedenen Institutionen näher zusammen. «Wir nutzen die Technologie gemeinsam – sie ist auch nur so sinnvoll», meint Markus Grütter, «denn die Forschung an der Universität Zürich allein würde den Roboter nicht auslasten.» Hinzu kommt: Ohne das neue Konzept der Nationalen Forschungsschwerpunkte (NCCR) wäre es einer Schweizer Universität vermutlich nicht möglich gewesen, sich ein solches Gerät zu leisten.

Dieses Konzept stosse auch im Ausland auf viel Interesse, fasst der Direktor des NCCR «Strukturbiologie» seine Erfahrungen zusammen. «Es ist auch für grössere Länder ungewöhnlich, dass so viel Geld auf so wenige Leute und Projekte verteilt wird.» Doch das Geld allein nütze nichts ohne die entsprechenden Mitarbeiter, schränkt Markus Grütter ein. Neben den technologischen Verbesserungen ist für ihn deshalb besonders erfreulich, dass dank den Mitteln und der Infrastruktur vielversprechende junge Forscher nach Zürich geholt werden konnten, die sonst eher in einem der

ding» sehr gut. Natürlich trauert niemand dem Diktator nach. Doch ist es legitim, einem Volk wie den Irakern eine westliche Demokratie aufzuzwingen?» Für Strub ist klar: Echtes «peace building» muss über den Ansatz der Theorie des gerechten Kriegs hinausgehen, muss auch Fragen der Nachhaltigkeit – Regierungsform und Volkspartizipation etwa – mit berücksichtigen.

POLIZEI MUSS SEIN

Wird Letztere die Erstere dereinst ersetzen? «Nein», sagt Strub, «man darf die normativen Kriterien der Gewaltlegitimation nicht einfach über Bord werfen. Sie gehören auch in eine Theorie des gerechten Friedens. Denn es gibt Situationen, wo gewaltfreie Mittel allein nicht genügen, um Recht durchzusetzen und Frieden zu erhalten. So hat ja jeder Rechtsstaat auch eine Polizei. Die Theorie des gerechten Friedens wird aber auf das Schaffen und Erhalten eines nachhaltigen Friedens ausgerichtet sein.»

Und wie soll Strubs Theorie in die Praxis einfließen? Seine Arbeit sei vor allem ein Beitrag zur theologisch-ethischen Friedensdebatte, sagt Strub. Doch die Theologie sei in der Lage, ihre Stimme in die Politik einzubringen – Deutschlands Kirchen etwa zeigten dies. «Friedensforschung ist immer ein interdisziplinärer Dialog», sagt Strub, «und es muss unser Ziel sein, dass dieser Dialog die politische Meinungsbildung prägt. Denn die Theorie des gerechten Friedens kann sich nur in der politischen Realität bewähren.»

KONTAKT Jean-Daniel Strub, Institut für Sozial-ethik, Ethik-Zentrum der Universität Zürich, jdstrub@sozethik.unizh.ch

ZUSAMMENARBEIT informeller Austausch mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern deutscher Friedensforschungsinstitute (FEST, HSFK, Studiengang Friedensforschung an der Universität Marburg)

FINANZIERUNG im Rahmen der Assistenzstelle bei Prof. Dr. Johannes Fischer, fischer@sozethik.unizh.ch